



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ein schwäbischer Diplomat am Hofe der Königin Elisabeth von England  
1595.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Ein schwäbischer Diplomat am Hofe der Königin Elisabeth von England 1595.

Der Herzog Friedrich von Württemberg, Landesherr von 1593 bis 1608, ist noch kürzlich von einer schwäbischen Feder als ein Regent von ausgezeichneter Geistesbegabung und außergewöhnlicher Willenskraft gerühmt worden. Uns andern Deutschen ist er verschollen wie die meisten seines Stammes. Auch sein Bild lebt nur aus Büchern wieder auf und die unmittelbare Geschichtstradition weiß nichts mehr von ihm. Sie begnügt sich mit den Gestalten eines Eberhard des Greiner, des verschlagenen und zähen Feindes der Reichsstädte, eines andern Eberhard des Rauschebards, „der sein Haupt kann sicher legen in jedes Unterthanen Schoß“, was er aber weislich nie versucht hat, eines Ulrichs, der eigentlich nur durch seinen erhabenen Feind Ulrich von Hutten über das Niveau eines wüsten Raufboldes und Meuchelmörders gehoben wird, eines „Karl Herzo“, um seine volkmäßige charakteristische Titulatur beizubehalten, der gleichfalls eigentlich nur seinem Dingen gegen zwei Giganten, Friedrich den Großen und Friedrich Schiller, sein frisches Fortleben in der Nation verdankt, und endlich des „dicken“ Königs, den Napoleon einmal mit seinem beliebten Ehrentamen „ein Mann“ beglückt haben soll. Die Uebersetzung dieses französischen Mannesbegriffes ins echte Deutsch, wie sie der Freiherr vom Stein geliefert hat, ist jedenfalls durch Prägnanz und Plastik ausgezeichnet „ein Vitellius an Gestalt, ein Nero an Gemüth“, aber doch der erste König aus dem Stamm jenes alten Grafen Eberhard, der einst dem biedern Rudolph von Habsburg das Leben und das Kaiseramt mehr als alle Ottokare von Böhmen und alle Myriaden von Raubrittern im ganzen heiligen Reiche sauer gemacht hat. Ohne Zweifel lauter hervorragende Gestalten und des Vorzugs würdig, wirkliche geschichtliche Figuren zu werden, d. h. solche, die nicht bloß in Büchern und bei Buchgelehrten oder Lesern ihr Dasein zu fristen verurtheilt sind, aber alle, vielleicht jenen Eberhard Rauschebart ausgeschlossen, von mindestens zweideutiger Signatur, ein Gemisch von finstern und glänzenden Eigenschaften, namentlich von schroff herausgearbeiteter Begehrlichkeit, aber auch ebenso großer Zähigkeit des Willens, der sich indeß niemals Zielen zuwandte, die unfrem Bewußtsein als große und edle gelten, ja die nicht einmal nach dem Maße ihrer Zeit gemessen als damals erlaubte oder gebilligte angesehen werden dürfen. Denn die Zeitgenossen aller der erwähnten Koryphäen des Fürstenhauses, das nicht ohne tiefere Symbolik Hirschgeweihe zu dem Schilde

und Hirsche zu den Schildhaltern seines Wappens gewählt hat, haben sie durchweg verurtheilt, und höchstens hat die Loyalität bediensteter Schreiber oder eines Unterthanengemüthes, dem jeder Fußtritt von oben, weil er von einem angestammten und angeborenen Fürstenstiefel ausgeht, als ein naturgemäßes gymnastisches Experiment vorkam, anders als die öffentliche Meinung des deutschen Volkes aller Zeiten zu urtheilen gewagt. Da hat sich denn die Glorie einer gewissen romantischen Pietät um solche Gestalten gelagert, freilich dieselbe, wie sie mit einem wohlthuenden Gruseln gemischt auch ganz andere, keineswegs fürstlich geborene und noch weniger fürstlich gestorbene und mit fürstlichen Exequien besetzte Männer der Volksjage und Geschichte zu umgeben pflegt.

Jener Herzog Friedrich, aus dessen Thun und Treiben hier eine Episode skizzirt werden soll, gehört weder im Bösen noch im Guten zu den hervorragendsten Häuptern seines Stammes. Absichtlich ist das Böse vorangestellt, da es bei ihnen allen die markirtesten Züge ihrer Physiognomie bestimmt; er aber war im gewöhnlichen Sinne ein guter Mann und darum ist er vergessen. Doch war er auch mehr als das und verdient deshalb immer eine Art von wenn auch nur flüchtiger Wiederauferstehung im Gedächtniß des deutschen Volkes, nicht bloß seiner engeren Landsleute, die ihn schon als einen der Ihrigen in Ehren halten müssen. Er war besser als die meisten seiner fürstlichen Zeitgenossen, intelligenter, gebildeter, thätiger als damals ein deutscher regierender Fürst zu sein pflegte. Denn grade um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts saß ein Geschlecht auf den fürstlichen Thronen, das zwar noch die derben Knochen, die strammen Muskeln und die tapferen Mägen der vorigen und vorvorigen Generation besaß, aber wenig mehr von ihrer frischen Beweglichkeit, ihrer kriegerischen Schlagfertigkeit und ihrer selbständigen Geschäftigkeit. Im Innern des Reichs hatte der ewige Landfriede, die Reichsexecution und Reichspolizeiordnung endlich einen ziemlich sichern Friedensstand geschaffen. Nur selten einmal war es nöthig, gegen einen adeligen Strauchdieb alten Stils oder gegen marodirendes Kriegsvolk ein paar Fähnlein Landsknechte zu werben oder die Landmiliz aufzubieten. Größere kriegerische Handel gab es nur an den Grenzen, wo die Türken und die Kaiserlichen, die Spanier und die vereinigten Staaten, die Ligisten und die Hugenotten unaufhörlich mit einander und zwar im größten Stile handgemein waren. Aber die Grenzen lagen weit und in das Innere des Reichs drang nur ein verhallender Lärm jenes weltgeschichtlichen Waffengegetöses. In ihren jungen Jahren hatten zwar die meisten der damaligen fürstlichen Herren auch einmal eine Feldschlacht gesehen, oder eine Belagerung, wenn sie entweder dem Kaiser gegen den Türken, oder den Staaten gegen den Spanier, oder dem König von Navarra gegen die Guisen ein Fähnlein Reiter zugeführt hatten, oder auch wohl gelegentlich dem Spanier gegen die Staaten und dem

Herzog von Lothringen gegen den König von Navarra. Denn darauf kam es ihnen nicht so sehr an, für wen und gegen wen sie fichten, wenn sie nur überhaupt den herkömmlichen Waffengang nach den Umständen in passendster Weise abgemacht hatten. Und vollends die Prinzen, deren Väter die lutherische Concordienformel unterschrieben, hielten es für keine Gewissensbeschwerde, sondern im Gegentheil eher für ein gottgefälliges Werk, wenn sie mit dem katholischen Spanier oder Ligisten gegen die Calviner ins Feld rückten. Es fiel auch damals schon hie und da an den deutschen Höfen das Stichwort einer späteren Zeit, Legitimität, und es schien den Herren, die sich schon ganz besonders von Gottes Gnade zu sein bedünkten, doch ein gar bedenkliches Exempel zu sein, daß Bürgermeister und Junker in den Niederlanden den legitimen König Philipp, den legitimsten, den es damals auf dem Erdenrund gab, als einen Tyrannen seines angestammten Rechtes für verlustig erklärt hatten.

Es war schon dafür gesorgt, daß solche Kriegszüge nicht zu lang und zu gefährlich ausfögen. So viel Hunderte deutscher Fürsten damals auf den wälischen, niederländischen, türkischen Schlachtfeldern sich umgesehen haben: nur wenige hat eine Kugel getroffen. Waren sie aber von diesen Strapazen nach Hause gelehrt, so begaben sie sich nicht leicht zum zweiten Male darein. Reise-lustig blieben sie freilich noch immer, das war ebenso ein Erbtheil ihres deutschen Blutes, wie der fieberhaften Beweglichkeit des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. Aber die Reisen galten nur den Höfen auswärtiger Potentaten und hatten keinen andern Zweck, als sich draußen nach Lustbarkeiten und Ergötzlichkeiten umzusehen, die man in Deutschland noch nicht so recht kannte oder auch noch nicht zu installieren wagte; ernstere Ziele gab es selten dabei als etwa das Ordenskreuz und Band des St. Michael aus Paris heimzubringen oder einen Carneval in Venedig oder Rom mitzumachen. Die Besuche bei den Vettern und Freunden ringherum im Reiche, die Bade- und Brautfahrten, die frankfurter Messen, die Kreis- und Reichstage rüttelten zwar noch hie und da ein oder zwei Mal im Jahre einen jener friedsamem und bequemlichen Gesellen auf, aber es war auch da alles, was Gefahr, Anstrengung, Mühsal hieß, ja selbst nur das einfache Abenteuer durch den genießlichen Geist der Zeit vorsichtig aus dem Wege geräumt. Fuhr man doch schon durchweg in „Gutschen“, gegen die gehalten selbst die berühmte gelbe Kutsche ein Meisterstück von Bequemlichkeit gewesen ist, aber man fuhr auch desto langsamer, mit gewaltigen schweren Rossen und sparte die Polster und Pfühle im Bauche des noahlastenähnlichen Wagenungeheuers nicht. Der ritterliche Brauch, der den Mann nur zu Pferde kannte und noch zwei Generationen früher aus der Mehrzahl aller deutschen Männer, Fürsten wie Bauern, wahre Centauren gemacht hatte, wurde von den Vornehmsten der Nation zuerst abgelegt. Die Bahn der Verweichlichung und Leppigkeit sollte auch hierin von ihnen als den

geborenen und berechtigten Führern des Volks zuerst beschritten werden und das Volk säumte nicht ihnen zu folgen.

Zu Hause gab es gleichfalls meist ruhige Tage, wenigstens im Vergleich mit der Art der Väter und Großväter. Das Regieren ließ man sich nicht sauer werden, denn aller Orts schossen jetzt die Schreiber und Schöfer und Kanzleiverwandte wie Pilze aus der Erde und nahmen mit den verordneten Räten in ihren Amtsstuben und vor bedenklich anwachsenden Actenregistranden das Geschäft des Rechtssprechens, der Verwaltung und Polizei allein auf ihre Schultern. Der regierende Herr ließ sich etwa alle Wochen einmal von seinem Kanzler einen unterthänigsten Vortrag thun und setzte dann — ärgerlich über die Schererei — die schweren und plumpen Züge des allergnädigsten Handzeichens unter die bogenlangen Urtheile oder allerhöchsten Mandate. Noch immer hatte sich so viel von der alten Autonomie auch des kleinsten Nestes, nicht bloß eines solchen, das den Namen „Stadt“ trug, weil es seine Viehställe und Scheuern hinter steinernen Mauern barg, sondern auch der einzelnen gefreiten Höfe und Häuser erhalten, daß es im Grunde sehr wenig zu regieren gab und die fürstlichen Diener und Räte, weil sie doch einmal zum Regieren da waren, ordentlich nach Stoff dazu auf die Jagd gehen mußten, wobei sie fortwährend an jenen altberechtigten Selbständigkeiten anstießen. Hohe Politik gab es freilich die Fülle und die deutschen Fürsten hätten darin nicht bloß Material zur Unterhaltung in ihrer reichlichen Mußezeit, sondern fortwährende Haken und Dornen bei jedem Schritt und Tritt finden können, wenn nicht ihr Phlegma jede gefährliche und lästige Emotion ihnen untersagt hätte. Denn im Reiche selbst wogte der Kampf der beiden großen Parteien oder richtiger Systeme, des katholischen und des protestantischen, noch immer unentschieden auf und ab. Noch war es seit jenem Waffenstillstand im sogenannten Religionsfrieden zu keinem energischen Zusammenstoß der feindlichen Massen gekommen: sie operirten verdeckt, oft schien es sogar, als operirten sie nicht, sondern hätten es, des fruchtlosen Scheinkrieges müde, vorgezogen, die Waffen ganz niederzulegen. Aber es schien auch nur, und jedermann im Reiche wußte, daß sich träge und schwerfällig, aber sicher und unaufhaltsam eine ungeheure Katastrophe vorbereitete, an der jeder so oder so theilnehmen müsse, wenn auch noch so widerwillig. Denn jeder, der etwas zu verlieren hatte, trug sich mit der Ahnung, daß dann sehr viel verloren werden könnte und die deutschen Fürsten vor allem hatten viel zu verlieren. Darum grollten sie auch aufrichtig über die verruchten Hegereien der Jesuiten, über die spanischen Tücken und Machinationen, und Katholische wie Protestantische begegneten sich in dem Gefühle, daß es viel besser wäre, wenn alle diese Händel abgethan wären. Aber diese Händel waren zu „geschwinde“ und die deutschen fürstlichen Geister und Charaktere der Zeit zu langsam, als daß sie ihrer hätten Herr werden können. Sie mußten sie

gewähren lassen, doch kümmerten sie sich so wenig wie möglich um das Einzelne daraus und ließen dafür ihre Räte und Ambassadoren sorgen, wie sie auch für die laufenden Reichsgeschäfte, deren es bei einem so complicirten und ungefügigen Organismus so viele und so dringende gab, immer gute oder vielmehr keine Zeit und höchstens hoffnungreiche oder, je nachdem es war, klägliche Redensarten hatten, mit denen der Kaiser, wenn er könnte, den Türken abwehren, Ruh und Frieden unter den Confessionen erhalten, die Reichspolizei führen, kurz alles das thun mochte, was unerlässlich gethan werden mußte und wozu doch niemand einen Pfennig Geld oder einen Augenblick Zeit übrig zu haben behauptete. Freilich konnten sich diese Fürsten der von außen her ziemlich aufdringlich sie angehenden europäischen Politik noch weniger erwehren, als der Sorge um die Reichssachen, aber auch dieses ewige Werben und Suchen der fremden Großmächte, Spaniens, Frankreichs, Englands, der Niederlande, Polens und Schwedens, der Venetianer und des Papstes, die alle viel mehr von der Wichtigkeit Deutschlands für die europäischen Dinge überzeugt waren, als die Vertreter des deutschen Volkes nur irgend zu begreifen vermochten, brachte diese nicht aus ihrer Gemüthsruhe. Man entrierte dahin und dorthin Allianzen, gab schöne Versprechungen, empfing andere und noch lieber stattliche Geschenke und Jahrgehälter, wie es die Väter und Großväter auch gethan hatten, aber man that eigentlich nichts, als daß man von neuem schöne Versprechungen für blankes Geld zurückgab und allenfalls unter der Hand den Werbungen von Kriegsvolk für fremde Dienste Vorschub leistete, trotz aller abmahnenden kaiserlichen Mandate.

Wenn es noch irgendetwas gab, was den Geist dieser Herren ernstlich beschäftigte, so war es der rechte Glaube, je nachdem man ihn verstand, hier lutherisch, dort calvinisch und an einem dritten Orte katholisch. Aber auch diese Interesse war doch mehr ein traditionelles, von den Vätern ererbtes, so gut wie Land und Leute und das Herrscherrecht von Gottes Gnaden und darum auch ebenso zäh festgehalten. Aus sich selbst heraus war dieser Menschenschlag keines religiösen Glan mehr fähig, wie ihn einst ein Landgraf Philipp von Hessen, ja selbst der pblegmatischste aller Phlegmatiker, ein Johann Friedrich von Sachsen entwickelt hatte. Wäre das Gewissen nicht täglich durch die argusäugigen Zionswächter scharf vigilirt und bei jedem Verdacht der Laugigkeit im rechten Glauben in aller Unterthänigkeit doch unerbittlich aufgestachelte worden, so hätte schon das damalige Deutschland unter seinen fürstlichen Herren eine Menge Freidenker aus Indifferentismus und Bequemlichkeit erzeugt, wie es deren in den mittleren und unteren Ständen massenweise gab. So aber brachten die immer wieder aufgestachelten Controversen, die Ketzerriechei und ihr Gegenstück, die endlosen Versuche, durch freien Gedankenaustausch die streitenden Kirchen zu vereinen, eine gewisse Abwechselung in die Monotonie des

Geisteslebens der höchsten Classen, wie ihr im Grunde gleichfalls monotones tägliches Leben immerhin etwas durch Kirchenbesuch und Lectüre geistlicher Schriften unterbrochen wurde.

Denn noch immer ging es an den meisten Höfen ziemlich einfach, wenigstens langweilig genug zu. Wälsche Sänger und Musiker, Tänzer und Komödianten strömten zwar massenweise nach Deutschland ein und es gab bald keinen noch so unbedeutenden Hof, an dem sie nicht willkommen gewesen wären. Auch fehlte es nicht an Ringelrennen, Turnieren, Armbrustschießen und dergleichen mehr, aber die fürstlichen Herren ließen sich nach Art des Großtürken Vergnügen vormachen, ohne selbst recht mitzumachen, und die Folge davon war, daß sie sich je länger je mehr langweilten, obgleich es um sie herum immer lauter zuging. Bankette und Gelage nach altem berücksichtigten Stil, das Grausen und der Spott der polirteren Ausländer, mußten als wirklicher Zeitvertreib dienen und es ist keine Frage, daß zu keiner Zeit an den deutschen fürstlichen Höfen so ungeheure Massen schwerer Speisen und schwerer Getränke, Bier und Wein, vertilgt wurden wie damals. Zur Entschuldigung möchte dienen, daß es Bürger und Bauer grade ebenso hielten und sich höchst behaglich dabei zu befinden vermeinten.

Eine einzige wahre Leidenschaft konnte diese trägen Seelen und Leiber auf Tage und Wochen in Fluß bringen: die Jagd, die grade in dieser Zeit ihre eigentlichen Orgien auf deutschem Boden feierte. Nicht umsonst datiren von damals her jene polternden Invectiven gegen den „Jagdteufel“, denn der leibhaftige Gottseibeius, der ja überall umging, konnte allein eine solche wahnsinnige und selbstmörderische Verlehrung gutmüthiger und behaglicher Naturen in infernalische Nimrode und Hackelberge bewirken. Nicht umsonst auch hat unsere Volksfage die äußere Staffage ihres wilden Jägers durchgängig grade dem Costüme dieser Zeit entlehnt. Freilich bedurfte jenes faule Schlemmen, jene riesenhaften Portionen von Fleisch und Bier auch eines diätetischen Gegengewichtes, um die Menschen dieser Tage nicht schon in ihrer vollsaftigsten Zeit jäh in die Grube zu stürzen, und dieses Gegengewicht waren die Strapazen des Waidwerks, die sich von der Auerhahnbalz bei dem frohigen Morgengrauen der Nachwinter- und Vorfrühlingstage, durch die Hirsch- und Sauhagen des Hochsommers bis zu der Wolfejagd beim ersten Schneefall mit wenigen Pausen hinzogen.

Im Ganzen aber gab es nur wenige unter den Herren der Zeit, die nicht mit sich und der Welt, einige strittige Punkte abgerechnet, gründlich zufrieden gewesen wären. Ein solches rein negatives Dasein ohne große Leidenschaften, selbst ohne solche, die nur dem wilden Sinnengenuß dienen, hat ja von jeher in unserer Volksart großen Anklang gefunden. Es ist im Grunde das Hauptingrediens der vielgerühmten deutschen Gemüthlichkeit und insofern sind auch

die heutigen Verehrer und Lobpreiser derselben berechtigt und verpflichtet, in jenen fürstlichen Gestalten ihre wahren Vorbilder und zugleich echt- und kerndeutsche Naturen zu erkennen. Daß aus dieser Gemüthlichkeit unter anderem auch der sehr ungemüthliche dreißigjährige Krieg mit derselben Naturrichtigkeit herausschlüpfte, wie aus dem bebrüteten Ei das Huhn, ist uns anderen „Un- gemüthlichen“ sehr begreiflich, aber die „Gemüthlichen“ unter unseren Lands- leuten werden sich nach wie vor damit beruhigen, daß es die bösen Jesuiten, die spanische Politik des wiener Hofes oder gar die calvinistischen Ränkeschmiede an der Seine und am Neckar gethan haben.

Wie gesagt, es lebte sich damals als deutscher Fürst ungemein gemüthlich, bis auf einige strittige Punkte. Aber eine gemüthliche Seele, besonders wenn sie nicht aus dem Dusel gewohnheitsmäßigen Zechens herauskam, mochte auch diese Widerwärtigkeiten nur als würzende Contraste empfinden. Zuerst gab die Jagd wie die gründlichsten der Freuden, so auch die nagendsten der Leiden. Mit den bösen Wilddieben im Lande hatte man allmählig gelernt fertig zu werden. Strafgesetze, die man euphemistisch als mit Blut geschrieben zu be- zeichnen pflegt, weil die Sprache kein Wort hat, um ihre verrückte Bestialität zu brandmarken, halfen gegen diese Verächter des Gehorsams und der Treue, die man dem Vergnügen des angestammten Landes Herrn von Gottes Gnaden schul- dete, wie täglich auf tausenden von Kanzeln gepredigt wurde. Aber die fürst- lichen Nachbarn hatten es in der Hand, einander grade in dem, was jedem am festesten ans Herz gewachsen war, endlos zu schikaniren, oder es machte sich auch ganz von selbst, daß die bei allen gleiche Leidenschaft, unbekümmert um die ver- brieften Rechte des andern, um Grenzsteine, Jagdfolgerecht und dergleichen, zu ewigen Collisionen führte. Und die fremden Jäger und Schützen, die vermeint- lich oder wirklich den Jagdbann gebrochen hatten, konnte man doch nicht kurz- weg auf einen Hirsch schmieden oder in einen Wolfspelz genäht von Jagd- hunden zu Tode heßen lassen. So gab es hier arge Geduldsproben und nach Umständen auch Aergerniß und Kummer, die an dem Herzen fraßen.

Ein anderer wunder Fleck war das Geld oder vielmehr die Geldklemme, die man sammt dem Durst und andern Eigenschaften gleichfalls von den Vätern und Großvätern ererbt hatte. Der Credit war schwach, neue Finanzquellen zu eröffnen mühselig, und wenn man im Gedränge der Noth sich mit Ueber- windung der angestammten Trägheit dazu entschloß, einen der zahllosen Gold- macher mit italienischem oder spanischem Titel und Namen herbeizurufen, so war die Folge in jedem Falle, daß alles das Gold, was er zu seinen Experi- menten brauchte, verschwand und nichts als die Person des Betrügers als Pfand blieb. So war man schließlich doch immer an die Beihilfe der Unter- thanen gewiesen, die ihr Geld aber ebenso gut zu brauchen verstanden wie ihre Fürsten und zum Glücke meistens in den Landständen zähe und vorsichtige Grenzboten II. 1867.

Wächter ihrer Sackel besaßen. Daher denn das unaufhörliche Sollicitiren bei der Landschaft und die ebenso unaufhörlichen Remonstrationen derselben. Höchstens tropfenweise ließen sich „getreue Stände“ einmal etwas auspressen, in den sehnlichsten gewünschten regulären Fluß wollte diese Geldquelle niemals kommen und sie durch einen Gewaltstreich nach eigenem Bedürfnis zu reguliren, dazu war man nicht zu gewissenhaft, aber zu ängstlich, zu phlegmatisch und zu ungeschickt. —

Unser Herzog Friedrich von Württemberg trägt alle Hauptzüge dieses wahrheitsgetreuen Porträts deutscher Durchschnittsfürsten seiner Zeit, aber die bedenklichen darin sind weniger auffallend als bei den meisten und die erfreulichen stärker herausgearbeitet. Schon sein Aeußeres, wie es in guten und schlechten Bildern aller Art auf uns gekommen ist, vergegenwärtigt den wohlbekanntem Typus der Zeit, aber in einer ansprechenden Individualisirung. Auch er gehört zu jenen fleischigen derben Gestalten mit breitem Nacken und stattlichem Haupte, an denen das damalige Deutschland so unendlich reich gewesen sein muß. Wenigstens sind alle die unzähligen Fürsten, Ritter, Räte, Pastoren, Bürgermeister, Rathsherren, Schözer und Bögte, deren Bildnisse entweder die Plastik oder die Malerei oder der Kupferstich erhalten hat, alle nach einem Modell geformt, dem von der rein anatomischen Seite beurtheilt nichts vorzuwerfen ist. Auch Herzog Friedrich zeigt wie alle Gesichter der Zeit jene wunderbarlich emporgezogenen Augenbrauen, für deren Verständnis wir von jeher keine andere Erklärung gewußt haben, als daß sie durch den einzigen Gegenstand abstracten Denkens, mit welchem sich ihre Besitzer beschäftigen und zu Gottes Ehre rechtschaffen abzumühen wußten, durch die Lüfteleien über die Ubiquität, die Gnadenwahl und die Adiaphora aus ihrer natürlichen Richte gekommen und wie die Formeln des Dogmas zu einer Frage erstarrt sind. Augen und Mund sind die gewöhnlichen der Zeit, aber die Nase ist nicht die des gewohnheitsmäßigen Bechers, der wir sonst überall begegnen, sondern die eines zwar sinnlich gearteten, aber doch dabei von höherer Cultur berührten Mannes. Der Bart weist auch sofort darauf hin, woher diese Cultur stammt. Er ist nämlich schon in den früheren Abbildungen des Fürsten nach der neuesten französischen Mode der Zeit als Knebelbart zugestutzt, wie er seit Heinrich des Dritten Zeit am Hofe zu St. Cloud getragen wurde, und nicht mehr jener stattliche Vollbart, der sonst noch in Deutschland auch bei den meisten fürstlichen Herren Mode war, wie seit den Tagen Franz des Ersten von Frankreich.

Französische Cultur war es, die den Herzog Friedrich gleichsam als seine natürliche Landesart erfaßt hatte, während sie bei den anderen deutschen Fürsten und an anderen Höfen nur als ein importirtes Gewächs austrat. Denn er gehörte jener Seitenlinie des württembergischen Hauses an, die damals seit beinahe hundert Jahren die Grafschaft Wömpelgard, das überwiegend franzü-

fische Montbaillard in der Ecke zwischen Lothringen, Hochburgund und dem Elsaß regierte. Erst als 1593 der Herzog Ludwig von der Hauptlinie ohne Erben starb, gelangte dieser Vetter Friedrich, damals schon ein Mann von 36 Jahren, zum Besiß des eigentlichen deutschen Stammlandes. Früher hatte er es nur in der damals üblichen Weise als Student auf der Landesuniversität Tübingen und auf kurzen Gelegenheitsvisiten bei dem Haupte des fürstlichen Hauses kennen gelernt. Das Bedenken der beiden Schwaben war daher ganz gerechtfertigt, daß er von jener indefiniblen Eigenart seiner Untertanen nicht so, wie sie es zu fordern ein Recht hatten, schon mit der Muttermilch durchtränkt sei, daß er namentlich Leuten, die als außerhalb der Landesgrenzen geboren, Ausländer und deshalb schlechtweg nicht in der geistigen Verfassung waren, sich in die Schwabenart zu schicken, sein Vertrauen auch fortan schenken werde, weil er ihre Treue und ihren Verstand während eines Menschenalters erprobt hatte. Denn jenes berühmte „Du hast für unser Volk kein Herz, weil Du kein Schwabe bist“ galt schon damals am Neckar als Dogma, nur kümmerte man sich höchsten Orts damals so wenig wie später darum, außer wenn es grade paßte.

So blieb Herzog Friedrich fortwährend von einer Anzahl gebildeter Franzosen und Halbfranzosen umgeben, wie er denn auch den Blick für das, was jenseits der Landesgrenze vor sich ging, ein für allemal auf jener Grenzwarde großer Völker und Reiche sich geschärft hatte. Er verlor die große Politik nie aus den Augen, obgleich er es nie zu einem wirklich nachhaltigen Eingreifen in dieselbe, wie etwa sein Grenznachbar, der Pfalzgraf Casimir, brachte. Wäre er wie dieser calvinistisch gewesen und hätte er nicht infolge eigenthümlicher Verhältnisse immer eine besondere Rücksicht auf das Haus Oestreich nehmen müssen, so würde er wahrscheinlich über bloßes Negociiren und Projecte zu Bündnissen etwas weiter hinaus zu wirklichem Thun gelangt sein, wozu er in jeder Art gerüstet war. Ohnehin hatten ihn seine geborenen Gewissenswächter, ein Jakob Andrea, Lucas Osiander, Johann Magirus immer in dem Verdacht von kryptocalvinistischer Gesinnung. Was dies in einem erz- und stocklutherischen Lande damals besagen wollte, ist bekannt. Es war das einzige Verbrechen, das einen Fürsten in den Augen der Untertanen des Thrones unwürdig machte und gelegentlich auch den Thron kosten konnte. Bei Herzog Friedrich lag der Verdacht nicht so ferne, weil er von früher her in intimem Verkehr mit der ganzen französischen calvinistischen haute volée stand und bei verschiedenen Vorfällen, z. B. als es sich darum handelte, ob die calvinistischen Exulanten in Wömpelgard freie Religionsübung haben sollten, etwas tolerantere Gesinnungen kundgegeben hatte, als es für einen Unterzeichner der Concordienformel ziemte. Doch sei sogleich zugesügt, daß er bei dieser und anderer Gelegenheit jedem Conflict mit der lutherischen Klerisey vorsichtig aus dem Wege ging und über-

haupt nur einmal ihr entschieden entgegentrat, als er einer finanziellen Speculation zu Liebe einigen Juden Aufenthalt und Handel im würtemberger Lande — natürlich gegen ein überreichliches Schuggeld — gewährte. Lucas Osiander, jene gepriesene Säule des rechten Glaubens, wagte ernsthafte Vorstellungen gegen ein solches unchristliches Vornehmen, fiel aber sofort und mit Ecclat in die allerhöchste Ungnade. Obgleich der Mann hierbei entschieden nur die Stimme des Volks vertreten hatte, so ließ man sich doch das Benehmen des Herzogs gefallen, weil sich das Volk nachgrade schon gewöhnt hatte, alles was von oben geschah wenigstens mit loyalem Schweigen hinzunehmen, wenn nur seine geistlichen Führer schwiegen, und alle andern außer dem einen thaten es in diesem Falle, weil es sich nur um eine Begünstigung von Juden und nicht von Calvinisten handelte.

Natürlich blieb ein Fürst von lebhafterem Thätigkeitstrieb wie der Herzog Friedrich jenen überall und immer wieder von neuem eingefädelt an angeblichen Unionsversuchen zwischen Calvinisten und Lutheranern nicht fern. Es scheint, als wenn er wirklich naiv genug gewesen sei, um ein anderes Resultat davon zu erwarten als das, was nach der Absicht der stets sehr willfährig darauf eingehenden lutherischen Theologen herauskommen sollte, nämlich eine immer festere Erhärtung der Wahrheit ihrer Lehre und insofern eine immer schroffere Scheidung von den Calvinisten. Der Herzog überschaute einigermaßen die Lage der großen Politik und die Interessen der protestantischen Partei im Reiche und glaubte, wie dies auch auf calvinistischer Seite als selbstverständlich angenommen wurde, daß diese als eine Einheit auftreten müsse, wenn sie nicht von ihren Gegnern überflügelt werden sollte. Dazu gehörte aber doch nothwendig, wenn nicht eine Beseitigung der dogmatischen Gegensätze, so doch eine Milderung derselben. Denn so lange man von allen lutherischen Kanzeln und Controverschriftstellern hören mußte, daß die Calvinisten schlimmer als die Papisten, ja als die Türken seien, war an ein gemeinschaftliches Handeln nicht wohl zu denken.

Ebenso wenig wollten andere Bemühungen Frucht bringen, die er nach der noch nicht ganz verschollenen Tradition der vorigen Periode auf eine Verständigung zwischen Lutheranern und Katholiken richtete. Mit manchen Opfern und Aergernissen brachte er ein Religionsgespräch zu Regensburg zwischen württembergischen und bayrischen Theologen — natürlich Jesuiten — in Gang, aber es verlief wie alle andern, und nicht einmal das überraschend verständige Ziel, was der Herzog eigentlich dabei im Auge hatte, die Katholiken durch authentische Zeugnisse aus Luthers Schriften zu einer gemäßigteren Polemik gegen die Person und die Motive des Reformators zu bestimmen, konnte erreicht werden, weil die lutherischen Vorkämpfer in ihrem gewöhnlichen Eifer mit ein paar Syllogismen sofort das ganze Papstthum und die Kirche sammt

den Jesuiten aus den Angeln heben zu können vermeinten. Uebrigens läßt sich auch daran jene eigenbümliche Mittelstellung des Herzogs herausfühlen, die er in der Politik mehr noch wie in confessionellen Dingen einnahm. Er war gebildet genug, um sich von jedem Fanatismus frei zu halten, nicht, wie die meisten andern Fürsten der Zeit, zu träge und bequem, um offensiv vorzugehen. Aber er wollte auch den protestantischen Interessen nicht das Geringste vergeben, schon weil er ihren engsten Zusammenhang mit den Interessen der fürstlichen Macht durchschaute. So hätte er gerne seine Glaubensgenossen, wozu er für sich selbst auch die Calvinisten zählte, zu einem starken Defensivbund, etwa wie die Free der später ins Leben tretenden Union ursprünglich war, geschaart gesehen, aber ohne den Frieden mit den katholischen Ständen zu gefährden und namentlich ohne sein persönliches gutes Vernehmen mit dem Kaiser und dem Haus Oestreich außs Spiel zu setzen. Dies letztere zu pflegen, war vielmehr eine Hauptaufgabe für ihn und er hatte triftige Gründe dazu. Es gelang ihm, jener schwierigen und bedenklichen Lehenesherrlichkeit Oestreichs über Wuerttemberg, die seit 1534 bestand, ein Ende zu machen. Geschickte diplomatische Manöver und einige hunderttausend Gulden bewogen den stets geldbedürftigen Kaiser Rudolph darauf zu verzichten. Damit allein schon würde Herzog Friedrich sich ein Unrecht auf dankbare Erinnerung in seinem engern Vaterland erworben haben, denn die möglichen Consequenzen der östreichischen lebensrechtlichen Ansprüche wirkten immer wie ein Schreckgespenst auf die gut lutherischen Schwaben, sodaß selbst die pflichtmäßig überaus harthörige Landschaft endlich dem Andringen des Herzogs auf Bezahlung der Ablösungssumme aus Landesmitteln nicht widerstehen konnte.

Auch in der eigentlichen Landesregierung war dieser Herzog ein Mann der Bewegung und des Fortschritts; nur begreiflich oft zu ungeduldig und im Bewußtsein seiner fürstlichen Machtvollkommenheit geneigt Früchte zu pflücken, ehe noch die gepflanzten Bäume angewurzelt sein konnten. Es war nicht bloß die Sucht und das Bedürfnis so rasch und so viel als möglich Geld zusammenzuschlagen, was ihn die Schiffbarmachung des Neckar, die Verbesserung der Handelswege, die Einführung neuer Industriezweige betreiben ließ. Er wollte dem Lande damit nützen und sich einen Namen machen. Auch wenn er an fünfzig, sechzig Orten auf einmal nach Erz schürfen ließ, mit der stillen Hoffnung auf eine oder zwei reiche Goldadern zu stoßen, so täuschten ihn zwar die meisten dieser Projecte, aber einige davon, wie die Anlage der Bergstadt Freudenstadt, haben sich doch als lebensfähig erwiesen. Natürlich mußte auch er der Zeit ihren Tribut bezahlen. Auch er wäre gern schnell reich geworden und glaubte es durch die Alchemie werden zu können. Er selbst war ein eifriger Laborant, was damals unter den Fürsten noch nicht Mode war, aber auch er wurde von unverschämten Abenteurern schmählich betrogen, wie üblich. Daß er einen da-

von, den angeblichen Freiherrn v. Brurbhoff und Grebschütz, in der drastischen Weise der Zeit bestrafen lassen konnte, indem er ihn, der goldene Berge versprochen, an einem eisernen Galgen und in einem Kleide von Raufsgold in das Jenseits beförderte, mochte seiner fürstlichen Indignation wohl eine Genugthuung geben, brachte aber das verlaborirte wirkliche Gold nicht wieder und schützte auch nicht vor andern ebenso kostspieligen und ärgerlichen Erfahrungen.

Der stuttgarter Hof gehörte unter diesem Herzog jedenfalls zu den Stätten, wo ein etwas geringeres Maß von Robeit und Schlemmen im heimischen Stil geduldet wurde. Zum Ersatz dafür mußte der aus der Fremde importirte Hofprunk, ein Gemisch spanischen, italienischen, französischen und englischen Cultus der Majestät dienen. Der Herzog im Vollgefühl seiner Würde sonnte sich gern daran, aber er hatte zu viel von der Welt gesehen, als daß ihm nicht daran gelegen gewesen wäre, auch draußen an den großen Höfen eine stattliche Figur zu spielen. Die Handhabe dazu boten die politischen Beziehungen, die zunächst nach Frankreich und dann auch nach England wiesen. Nach der Art der Zeit imponirten ihm jene prunkenden Spielereien der modernen Ritterorden, die man allerdings auch in Deutschland, aber in sehr bescheidenem Maßstab eingebürgert hatte. Denn wo hätte sich das Ceremoniell und das Costüm des brandenburgischen Schwanenordens z. B. mit der Gala und den Knalleffecten an den Kapiteltagen des St. Michael oder gar des St. Georg vergleichen lassen? Da Herzog Friedrich wie allen von der alten Kirche Abgefallenen der Zugang zu dem wahren Heiligthum dieses Mummenschanzes, zu dem goldenen Bliese, versperrt war, so richteten sich seine Augen desto sehnüchtiger nach jenen beiden anderen Gestirnen ersten Ranges. Heinrich der Vierte war gegen einen deutschen Fürsten, einen Mann von bedeutenden geistigen und materiellen Mitteln nicht spröde. Für den St. Michael, den er ihm bereitwilligt und durch allerlei echt französische Artigkeiten gewürzt ertheilte, hoffte er bei den immer prägnanter hervortretenden Gruppierungen der großen politischen und religiösen Parteien im Reiche und in Europa reichliche Gegenleistung erwarten zu dürfen, doch sind Geber und Empfänger unerwartet früh und ehe sich eine wirkliche Action beginnen ließ, vom Tode weggerafft worden.

Mehr aber als der St. Michael reizte den deutschen Herzog der englische St. Georg, schon weil sein Ceremoniell und Ordenshabit noch viel barocker und auffälliger war als das des französischen Michaels, dann aber auch, weil der letztere eine so gut wie unbeschränkte Zahl von Inhabern hatte, der letztere aber statutenmäßig noch immer nur auf 26 Häupter beschränkt war. Welche Aussicht für den Ehrgeiz eines verhältnißmäßig unbedeutenden Reichsfürsten, darunter neben den vornehmsten Königen und Herren der Christenheit zu parodiren! Noch als bloßer Graf von Wömpelgard hatte er frühere politische Verbindungen mit dem englischen Hofe benutzt, um diesem einen Besuch abzustatten.

1592, zu einer Zeit, wo der baldige Tod seines beinahe ihm gleichaltrigen Veters Ludwig, des regierenden Herzogs, von niemand erwartet wurde, hatte Friedrich der großen Königin seine Aufwartung gemacht, war von ihr als ein stattlicher, hübscher Mann, der sich gut zu benehmen wußte, mit freundlichen Augen angesehen worden und hatte als Ersatz für die nicht geringen Reisekosten wenigstens einige höfliche Worte mit nach Hause gebracht, die er, ganz voll von den in Windsor und Reading gesehenen Mirakeln, so deutete, als würde er nächstens das Ziel seiner Wünsche erreichen. Ja er fühlte sich so sicher, daß er sich von da an neben seinem gewöhnlichen Titelgepränge auch die Würde und die Insignien eines Ritters vom Hosenband beilegte und demgemäß auf Münzen und Medaillen sich darstellen ließ. Ob er damit auch eine Art von moralischer PreSSION auf die Königin von England ausüben wollte, ist nicht zu entscheiden. Jedenfalls vertraute er nicht allein darauf, sondern als er 1593 durch den plötzlichen Tod seines Veters um eine bedeutende Stufe höher an Macht und Würde gehoben war, gehörte es zu den ersten Sorgen seiner neuen Herzogslaufbahn, daß er das angebliche Versprechen der Königin ihr durch eine besondere Ambassade ins Gedächtniß zurückrufen ließ. Wahrscheinlich glaubte er, daß sie dem Herzog unmöglich das länger verweigern könne, was der Graf beinahe schon davon getragen.

Es hat sich nun der Bericht des Chefs dieser Gesandtschaft in der Originalgestalt, wie er ihn nach seiner Rückkehr seinem gnädigsten Herrn einreichte, erhalten, zugleich mit den Randbemerkungen, welche die allerhöchste Hand hinzuzufügen beliebte. Neuerdings ist er in der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart (81. Publication, 1865) von Herrn August Schloßberger veröffentlicht worden, was er als ein lehrreiches und interessantes culturgeschichtliches Document in vollem Maße verdient. Denn wenn auch der Gegenstand selbst ein an sich nichtiger, ja lächerlicher ist, besonders da die Bemühungen des Gesandten gänzlich Fiasco machten, so gewährt er doch in seiner anspruchslosen Naivetät und Unmittelbarkeit einen guten Einblick in das innere Wesen unserer damaligen deutschen Zustände. Der Gegensatz zwischen der im Grunde doch immer noch spießbürgerlichen, beschränkten und kleinen Art eines deutschen Hofes damaliger Zeit, noch dazu eines solchen, der durch Rang und Persönlichkeit des regierenden Herren größere Präntensionen als die meisten andern machen durfte, und eines, wenn auch mit einem Ueberfluß von barockem Bombast verbrämten, doch in Stil und Haltung wahrhaft grandiosen Hofes wie der englische unter Elisabeth, der Contrast zwischen den Zielen und Mitteln eines deutschen Fürsten und denen der größten Herrscherin ihrer und vielleicht aller Zeiten, zwischen der gemüthlichen Beschränktheit und dem engen Horizont der schwäbischen Geschäftsmänner und der weltgeschichtlichen Position und Perspective eines Robert und Franz Cecil, Algernon Sidney, Cobham, Essex wirkt mit wahrhaft schlagender

Drastik. Es ist nicht zu läugnen, daß unser deutsches Nationalgefühl dabei eine nicht geringe Demüthigung hinnehmen muß, aber sie wird einigermaßen durch das Komische der Situation neutralisirt. Handelte es sich hier um ernsthafte Dinge, um wirkliche Angelegenheiten der Nation oder auch nur um die Politik eines deutschen Hofes, so würde die Empfindung des gegenwärtigen Lesers, vorausgesetzt daß er das Herz auf dem rechten Fleck hat, eine viel unbehaglichere sein, so aber ist es doch eigentlich nur eine Farce, die für sich allein betrachtet unschuldig genannt werden mag.

Freilich liegt es nahe, sich an andere bedenklichere und bedenklichste Vorgänge verwandter Art zu erinnern. Denn nicht immer handelte es sich schon damals darum, ein Ordensband für einen deutschen Fürsten zu erhaschen, sondern reellere Dinge, Pensionen, Hilfgelder und dergleichen, wofür als natürliche Gegenleistung alles, was nicht gradezu zum offenen Verrath am Reiche gesimpelt werden konnte, ausbedungen war. Schon länger als ein Jahrhundert dauerte damals jene schmähliche Art des Verkehrs zwischen den deutschen Höfen und den Fremden und noch war das Ehrgefühl und der politische Verstand des deutschen Volkes so stumpf, daß man nicht an der Sache selbst Anstoß nahm, sondern nur an den Folgen, wenn sie der einen oder andern Partei gefährlich wurden. Die Katholiken schrieten über Reichsverrath, wenn die Protestanten Werbungen für Heinrich von Navarra oder Moriz von Nassau gestatteten, die Protestanten, wenn deutsche Kriegsvölker den Spaniern zu Hilfe nach Mailand oder den Niederlanden zogen. Erst als das ungeheure Unglück des dreißigjährigen Krieges, die natürliche Frucht solcher giftigen Blüthen, da war, ahnte man, woher das Elend stammte, aber damals hatte die öffentliche Meinung schon alle Kraft verloren, dem allmächtigen Willen der Fürsten und der Staatsraison Halt zu gebieten. Allmählig gewöhnte sie sich mit der bekannten gemüthlichen Gefügigkeit deutscher Art auch daran und ließ es, wie die allerneuesten Exempel von 1866 beweisen, bis zu diesem heutigen Tage als ein altverjährtes Herkommen sich gefallen. Der diplomatische Verkehr mit dem Ausland ist so zu den unantastbaren Ehrenstücken unseres deutschen Particularherrscherthums geworden und es wird selbst einer allmählig erstarrenden öffentlichen Meinung und einer kräftigen Centralmacht schwer gelingen, grade diesen Krebschaden zu heilen. Denn geheilt ist er auch dann noch nicht, wenn er, wie Optimisten als möglich sich vorstellen, bloß auf solche und ähnliche Schnurrpfeifereien beschränkt würde, wie sie unsere Schwaben in England betrieben.

Der Chef der Ambassade gehörte jedenfalls zu den bedeutendsten Geschäftsleuten, über die Herzog Friedrich verfügen konnte. Es war der ehrenfeste Hans Breuning von und zu Buchenbach, ein Mann, der sich durch ausgedehnte Reisen in Frankreich, Italien, sogar im Orient vielerlei Kenntnisse, namentlich sprachliche Fertigkeiten erworben hatte, der auch England aus eigener Anschau-

ung kannte und der es in der Landesverwaltung zu verschiedenen hohen Aemtern und am Hofe bis zum Oberhofmeister des Erbprinzen gebracht hatte. Aus gutem ritterbürtigem Hause, zugleich von unabhängiger Stellung, weil er reich war, repräsentirte er den vollendeten deutschen Staats- und Hofmann der Zeit. Nichts desto weniger gleicht sein Bild, wie es uns aus seinem Berichte hervortritt, in allen Zügen dem Durchschnittsgezicht seiner damaligen und, setzen wir hinzu, seiner späteren Landsleute. Jene breitspurige, gemüthliche Schwachhaftigkeit, jener Anstrich behaglicher Naivetät, hinter der eine gute Portion von schlauer Pffiffigkeit sich birgt, kann man noch jetzt bei jedem echtschwäbischen Bäuerlein und Kleinbürger, und nicht bloß bei einem solchen finden. Welche lächerliche Rolle er auf jenem welthistorischen Schauplatz spielte, vermochte er nicht zu ahnen; er hält sich nur immer an das Nächste und Kleinste, und wiegt sich in dem Gefühle, unendlich klug manövriert zu haben, weil er von den vornehmen Herren in England mit weltmännischer Höflichkeit behandelt wurde, die freilich uns Späteren ein gutes Theil ironisches Herabsehen nicht verbergen kann.

Wie der Mann, so war auch seine ganze Attitude, in der er in England auftrat, eine lächerlich kleinliche. Hätte es sich darum gehandelt, bei irgendeinem fürstlichen Vetter wegen eines besonders renommirten Schweißhundes zu sollicitiren, oder wegen der steuerfreien Zufuhr eines Fuders einbecker Bier, so würde wahrscheinlich derselbe Apparat den betreffenden fürstlichen Boten umgeben haben, wie er hier, wo es doch offenbar auf ein imposantes äußeres Auftreten abgesehen sein sollte, dem guten schwäbischen Ritter und seinem fürstlichen Herrn genügend erschien. Denn nur mit einem herzoglichen Kammerjungen — Hofjunker heutigen Stils — und einem Diener trat er seine Fahrt an, unterwegs noch verstärkt durch den Junker Benjamin Bouwinghausen von Wallmerode, der etwa nach heutiger Weise seinen Gesandtschaftssecretair vorgestellt haben würde. Damals war er noch zu jung, um an der Spitze einer Ambassade, sei es auch nur von vier Mann, zu stehen, bald darauf aber erwarb er sich das Vertrauen des Herzogs so sehr, daß er ihn zu den wichtigsten Staatsgeschäften, namentlich zu den intricaten Unterhandlungen mit Frankreich und dem pfälzischen Hofe verwandte, woraus die Union der protestantischen Fürsten hervorging. Dabei bewies dieser Bouwinghausen, der hier eigentlich nur als stumme Person, höchstens wie ein Famulus neben dem ehrwürdigen Magister legend figurirt, entschiedene Geschäftsgewandtheit und man begegnet seinem Namen in der Geschichte der politischen Combinationen jener Zeit unendlich oft.

Die Schicksale des Biergespanns unterwegs können billig übergangen werden. Entsprechend seiner ganzen Tournüre bediente es sich der landesüblichen Reisegelegenheiten, der kaiserlichen Postpferde, und wo diese nicht ausreichten, der in schönster Concurrency damit florirenden Maggerpost, gemietheten Kähnen

auf dem Rhein, und endlich fand es auf einem englischen Fregattschiff, was zu Bliestingen lag, ein Pläschen, um ohne besondere Abenteuer nach Gravesend befördert zu werden. Von da glücklich nach London gelangt, kehrten sie wie andere Reisende im weißen Bären ein, aber da es hier auf die Länge doch zu theuer war, zogen sie es vor, aus dem öffentlichen Wirthshaus bei einem Franzosen Verant chambre garni sich einzumiethen, wo sie nach dem Gebrauche der Zeit zugleich „zu Tisch anstanden“, d. h. gegen Kostgeld an dem Familientisch schlicht bürgerlich mitaßen.

Zunächst mußten einige Tage im Incognito verstreichen, denn es galt, die ganze Ambassade mit ziemenden Kleidern auszustatten. Unterwegs war sie wegen etlicher gefährlicher Orte in ganz geringer Kleidung gereist, wie es scheint auch ohne Gepäck, um nicht irgendeinem spanischen oder niederländischen Freibeuter in die Hände zu fallen. Diese Tage gezwungener Ruhe wurden aber von dem pflichtgetreuen Breuning zum Sondiren des Terrains benutzt. Der französische Geschäftsträger, der ihm dabei nach dem Wunsche des Herzogs an die Hand gehen sollte, war unglücklicherweise verreist, doch brachte er so viel heraus, daß der Graf Essex der gegenwärtige Favorite der Königin sei, daß aber Mylord Burleigh bei Ihro Majestät sehr viel vermöge und sozusagen der Königin Lagerbuch sei. Unser Gesandte sah sich dadurch von vornherein in großer Verlegenheit. Der Herzog hatte ihm zwar ein höchst charmantes Empfehlungsschreiben an den chevaleresken Grafen Essex mitgegeben, dessen persönliche Freundschaft er sich bei seinem eigenen Besuch am englischen Hofe vor drei Jahren erworben zu haben vermeinte, aber an den alten Burleigh, der ihm wohl bloß als ein langweiliger Federfuchser erschienen war, hatte er nicht gedacht. Da aber beide, Essex und Burleigh, wie Breuning leicht entdecken konnte, die Spitzen zweier großen sich bekämpfenden Parteien am Hofe und im Staate vorstellten, so war es zu begreifen, daß, was bei dem einen empfahl, bei dem andern ebenso sehr schadete, namentlich wenn, wie es hier der Fall war, der eine geradezu ignorirt wurde. Der Gesandte suchte dieses Versehen seines Allernädigsten durch allerlei vermeintlich höchst schlaue und feine Windungen auszugleichen, aber umsonst. Es gelang ihm zwar, auch von Burleigh höfliche und wie es schien verheißungsvolle Redensarten einzufassiren, aber man sieht deutlich, daß er unversöhnlich beleidigt war und daß er die Königin, indem er der ganzen Angelegenheit eine Wendung ins Politische gab, zu der auffallend schroffen Ablehnung brachte, mit der das Possenspiel endigte.

Desto huldvoller war und blieb Graf Essex, der auch aus dem Berichte des Schwaben sich durchweg als jene glänzende, leichtlebige, anmuthige Gestalt heraushebt, wie ihn die Geschichte kennt. Was in seinen Kräften stand, that er redlich, um das Anliegen seiner Schützlinge zu fördern und als sich das unmöglich erwies, ihrem Rückzug durch allerlei schöne Bertröstungen goldene

Brücken zu bauen. Auch sonst ließ er es an der ausgesuchtesten Höflichkeit und Aufmerksamkeit nicht fehlen und entwickelte dabei so viel Liebenswürdigkeit, daß die beiden Schwaben über dem Schwall von Ergötzlichkeiten und Sehenswürdigkeiten aller Art beinahe das gänzliche Scheitern ihres Geschäftes vergaßen.

Anfangs schien es sich indessen noch leidlich anzulassen. Eine erste Audienz bei der Königin wurde schon nach wenigen Tagen bewilligt. Sie verlief im üblichen Stile. Die Königin empfing die Gesandten in *chambre privée*, in ein silbern Stück bekleidet, mit herrlichen Kleinodien und unsäglichem Schmuck geziert, auf dem Haupt eine Perlenkrone, die ganze *chambre privée* gesteckt voll Mylords, stattlichen Herren, Grafen und vom Adel, auch einem sehr stattlichen, ausbündig schönen gräflichen und adeligen Frauenzimmer. Die Königin hörte die feierliche Antrittsrede des Gesandten gnädig an, die er in der von ihr so geliebten italienischen Sprache hielt. Es war ein Muster krausen Bombastes und barocken Schwulstes, aber ebendeshalb mag sie selbst in dem *chambre privée* einer Elisabeth gefallen haben. Darauf wurden die Credenzbriefe überreicht und die Königin antwortete, daß sie Sr. fürstlichen Gnaden Schreiben und das mündliche Vorbringen des Gesandten genugsam verstanden und in Gnaden vernommen und sich der freundlichen Begrüßung höflich bedanke. Was aber den Rest d. h. die Erfüllung der ausgesprochenen Bitte um sofortige Aufnahme in den Orden anlange, so wolle sie dem Gesandten demnächst weitere gnädige Audienz und Resolution widerfahren lassen. Inzwischen möge er seinen mündlich gehaltenen Vortrag schriftlich einreichen, ohne Zweifel um ihn im Cabinet mit ihrem *Burleigh* zu berathen. Man sieht, es waren nichts als die gewöhnlichen Floskeln, aber sie klangen wenigstens freundlich und durchaus nicht ablehnend. Breuning, der trotz seines langen Hoflebens und seiner Reisen doch den wahren Werth solcher Phrasen nicht recht zu tagiren verstanden zu haben scheint, war demzufolge in bester Hoffnung.

Bis dahin wollte der Gesandte seinerseits natürlich nicht unthätig sein. Da er von zu Hause her gewußt zu haben scheint, daß wer gut schmiert, gut fährt, so versuchte er es mit der bekannten Handsalbe zunächst bei dem *Secretair* des Grafen Essex und anderen einflußreichen, wenn auch wenig distinguirten Personen. Daß er wo ganz anders, nämlich auf Seite seines eigentlichen furchtbaren Gegners, des Lord *Burleigh*, hätte operiren müssen, scheint er damals noch nicht begriffen gehabt zu haben.

Um ihm Zeit und Weile zu vertreiben, erwirkte ihm der hohe Gönner eine Einladung zu dem großen Capitel des Ordens am St. Georgstag. Wahrscheinlich bildete sich Breuning in seiner gemüthlichen Naivetät ein, daß sein Herr an diesem Tage feierlich recipirt werden und daß man ihn mit dieser Freude überraschen wollte, während die Königin die Formalität dieses Capitels

benutzte, um auf eine gute Art des lästigen Sollicitanten los zu werden, indem sie sich hinter seine Beschlüsse verschanzte.

So ließ er sich denn am gedachten Tage von einem hohen Englischen vom Adel um 9 Uhr früh aus seinem Rosament in zweien Gutschen abholen, ungeachtet er mehre Tage lang vom kalten Fieber weidlich geschüttelt worden war. Da er aber inzwischen von allerlei gefährlichen Machinationen gehört hatte, die wie gewöhnlich von Landsleuten ausgingen, so beschloß er, sich hauptsächlich dagegen zu rüsten. Es hatte nämlich der Landgraf Moriz von Hessen zu gleichem Zwecke, auch um den St. Georg zu erbitten, einen Grafen v. Solms an den englischen Hof gesandt, der sich als Graf und vielleicht auch aus andern Gründen hoher Protection erfreute und jedenfalls ein sehr bedenklicher Concurrent war. Dieser sollte auch als Ehrengast der Königin, auf dem heutigen Capitel erscheinen und zwar, wie Breuning herausgebracht hatte, war jener Willens, mit einem Gefolge von mindestens zwölf Personen aufzutreten, während Breuning nur über vier, sich eingeschlossen, disponirte. In aller Eile raffte daher dieser noch drei in London wie in aller Welt schon damals vagierende engere Landsleute auf, einen aus Stuttgart selbst, einen aus Wittigheim und einen, Krebs genannt, nicht weit von Mockmühl wohnhaft, und brachte es so glücklich zuwege, daß die leibhaftigen Sieben Schwaben, aber ohne den classischen Gemeindegieß, vor dem Angesicht der großen Königin paradirten.

Am Hofe gab es heute eine unendliche Reihe von Herrlichkeiten zu schauen, deren gewissenhafte Beschreibung bis auf die Farbe der Fächer und Wedel, welche das wieder ausbündig schöne Frauenzimmer in der Hand getragen und bis auf den Besatz der Wämmser und Hosen der Ordensritter so recht aus der Seele des ehrlichen Schwaben fließt und unzweifelhaft auch seinem fürstlichen Herrn so recht in die Seele ging. Wie gern hätte er sich auch selbst in der Nähe der mit einem kurzen Leibrock von scharlachrothem Sammt und darüber mit einem langen, etwas auf der Erde nachschleppenden Talar von feilbraunem Sammt bekleideten Ritter stehen sehen, am Halse den goldenen St. Georg, emallirt und mit Edelsteinen besetzt, an dem linken Schenkel la jarrettière, das Hosenband selbst. Ach, er kannte es nur allzu wohl und wußte, wie statlich er sich in diesem Costüme auf seinen Schaumünzen und Porträts ausnahm, wo er es einstweilen anticipirt hatte. Um so mehr nagte es an ihm, daß es eben nur eine Fiction war und daß er es doch noch immer nicht mit Recht und vor anderen Berechtigten tragen durfte. Wer weiß, ob er nicht, um heute mit den anwesenden elf Rittern im feierlichen Zug der in glänzendstem Schmucke mit der Krone auf dem Haupte voranschreitenden Königin in die St. Georgskapelle folgen zu dürfen, sein halbes Herzogthum oder wenigstens die Grafschaft Mompelgard gegeben hätte!

Einstweilen aber ging das Fest seinen statlichen Gang. Nach Ordens-

messe und Capitel folgte ein großes Banquet, wozu der württembergische Gesandte gleichfalls geladen war. Dabei ereignete sich ein Zwischenfall in — leider muß man ihn so bezeichnen — echt deutschem Stile deutscher Höflichkeit und Festivitäten. Natürlich war auch der Graf Solms dazu geladen und der Oberceremonienmeister hatte ihm an einer von den vielen Tafeln, an denen nach der Sitte der Zeit gespeißt wurde, den Ehrenplatz eingeräumt und unsern Schwaben an die Langseite placirt. Dieser gerieth darüber in die tiefste sittliche Entrüstung. Schon vorher hatte ihm der Hesse weidlichen Kummer gemacht, weil er in den Augen der Engländer für vornehmer galt als Breuning, was er unzweifelhaft war, aber daß deshalb auch sein Hof vornehmer sein sollte, wie die Engländer in ihrer schon damals unverbesserlichen Unfähigkeit, continentale Begriffe von dieser Art zu begreifen, weiter schlossen, konnte ein pflichteifriger Diener seines Herrn nicht mit ansehen. Breuning hatte daher, weil er dafür gehalten, daß in zweifelhaften Fällen, was die Reputation und Ehre der Fürsten belangt, besser und verantwortlicher sei, den Sachen zu viel als zu wenig zu thun, wenigstens in soweit das Recht seines Herrn zu wahren gesucht, daß er sich dem Hessen im Stehen und Gehen jeder Zeit auf die rechte Hand gehalten, so viel ihm, wie er offenherzig zusetzt, dasselbige möglich geworden, es habe denn in dem Gedränge anders nicht sein können, und daß der Graf etliche Male zu seinem Vortheil die Wand- oder Mauerseite eingenommen. Wie ersichtlich hatten die Engländer diesen kleinen Krieg zwischen den deutschen Gesandten gar nicht bemerkt und ihre Ansicht über beide dadurch nicht ändern lassen. Breuning glaubte daher jetzt an der königlichen Tafel den Moment gekommen, wo er auf eclatante Weise das Recht seines Herrn vertheidigen und den Engländern den Vorrang eines Herzogs vor einem Landgrafen anschaulich machen müßte. Es bedünkte ihn, wie er seinem Herrn referirt, die rechte Zeit zu sein, Sw. fürstliche Gnaden Ehre und Reputation an diesem englischen Königshofe am wenigsten schwächen zu lassen, weil, was einmal verschüttet in solchen Fällen, nicht leicht wieder aufzuheben. Demzufolge weigerte er sich mit einer Energie, welche des späteren regensburger Reichstages würdig gewesen wäre, an dem ihm angewiesenen Plage zu sitzen, so lange der Graf Solms den Ehrenplatz einnehme. Widrigenfalls drohte er, wie herkömmlich, mit seiner Enttarnung. Der Graf Solms, der nach allem ein recht verständiger und humaner Mann gewesen zu sein scheint, gerieth durch das Pathos des Schwaben in nicht geringe Verlegenheit. Er gab zu bedenken, daß es einen Scandal herbeiführen müsse, wenn er jetzt den bona fide eingenommenen Platz räumen solle, daß es überhaupt unpassend sei, an diesem Orte solche Eitelkeitsfragen aufzurühren; er habe geglaubt, daß man dergleichen Dinge jenseits des Meeres, in dem lieben Vaterlande aller solcher Kleinlichkeiten, habe zurücklassen können. Doch da Breuning grade wegen dieser vernünftigen Antwort immer insolenter wurde,

schlug sich endlich ein englischer Hofherr ins Mittel, indem er den Grafen Solms ersuchte, ihm den strittigen Sitz abzutreten und gegenüber dem württembergischen Gesandten an einer der Langseiten Platz zu nehmen. Damit war der Friede hergestellt und die sämtliche Gefolgschaft beider Gesandten zechte mit ihren Herren gemüthlich und vergnüglich an einer und derselben Tafel. Breuning, im Grunde doch ein gutmüthiger Mann, entschuldigte sich bei dem Grafen, daß der Protest nicht ihm, den er selbstverständlich für vornehmer halte, gelte, sondern seinem Herrn und der Graf war gleichfalls gutmüthig genug, diese Entschuldigung gelten zu lassen. Was die zahlreichen Engländer vom höchsten Rang von dieser peinlichen Scene gedacht haben, ist nicht schwer zu errathen: die bornirte Naivetät des Schwaben ging so weit, daß er einige ironische Redenarten, womit man ihm zu seinem muthigen Auftreten gratulirte, für Ernst nahm und sorgfältig zu Buch brachte. Sein Herr fand das Benehmen seines Gesandten, wie sich leicht denken läßt, ganz vortrefflich: er hat an den Rand der weilläufigen Relation des ganzen Vorganges mit eigener hochfürstlicher Hand „ist recht gewesen“ notirt. Hätte es damals schon Orden unserer Art gegeben, so würde Breuning mindestens ein Comthurkreuz bekommen haben.

Doch das war auch der letzte Triumph, den er in England feierte. Schon drei Tage darauf ward er zu einer Privataudienz bei der Königin berufen, wo er die definitive Antwort auf sein Gesuch erhalten sollte. Es war schon von böser Vorbedeutung, daß die Königin sich der lateinischen Sprache, der Sprache der förmlichen Geschäfte, bediente und dadurch gleich jede vertraulichere Behandlung der Sache symbolisch abschnitt. Sie bedeutete den Gesandten kurz und bündig, daß er ganz umsonst gekommen. Natürlich deckte sie ihre Abweisung durch die Statuten des Ordens, dessen Mitgliederzahl voll sei und dessen Gesetze auch für die Ertheilung von Expectanzen eine bestimmte Rücksicht auf die Stufenfolge des Rangs unter den fürstlichen Candidaten festlegten. Daß dennoch von ihr selbst dem Herzog vor zwei Jahren ein förmliches Versprechen seiner Berücksichtigung bei der nächsten Vacanz gegeben worden, stellte sie beinahe mit unhöflicher Schärfe in Abrede. Das könne nur auf einem Mißverständniß allgemeinfreundlicher Zusicherungen beruhen, die sie auch jetzt gerne wiederhole, ohne dadurch etwas Anderes als ihm wohlgeneigte Gesinnung ausdrücken zu wollen.

Aber das Beste kam zum Schlusse. Die Königin fuhr mit erhobener Stimme, immer lateinisch, dessen sie ja wie ihrer Muttersprache mächtig war, redend fort, was hier deutsch wiedergegeben sein mag, weil es außerordentlich charakteristisch ist: „Ich wünsche, daß du deinem erlauchten Herrn folgende Punkte, die ich ihm selbst vor drei Jahren ans Herz gelegt, immer wieder ins Gedächtniß zurückerst. Erstens, daß die kleinen deutschen Fürsten keine große

Politik treiben sollen, oder in damaliger Weise ausgedrückt, sich nicht in auswärtige Kriege und fremde Dinge und Geschäfte mischen, sondern ihre eigenen Angelegenheiten besorgen mögen. Zweitens, daß sie jene Stänkereien und Raufereien, in welchen ihre Theologen zum größten Scandal und Schaden der Christenheit sich heruntummeln, nicht länger dulden. Drittens, daß der durchlauchtigste Fürst meine Kaufleute unbelästigt Handel treiben und sich überhaupt alle Engländer empfohlen sein lasse. Viertens, daß er jenen abscheulichen Schmähschriften und Pasquillen gegen meine Person, die überall die bössartigsten Lügen austreuen, nach Kräften entgegenrete und mich vertheidige.“

Damit war die Audienz zu Ende und Breuning hatte nun Zeit genug, über das schwere Gewicht der Worte, die er zuletzt gehört, nachzudenken. In der That ließe sich ein ganzes Buch als Commentar darüber schreiben, und wenn der Commentar von denen, für die er bestimmt ist, wirklich beherzigt würde, könnte ein solches Buch eines der nützlichsten werden, die unser schreibseliges Vaterland erzeugt hat. Nur die Bemerkung sei hier gestattet, daß sich auch in diesem Falle wieder einmal zeigte, wie viel richtiger und klarer die Ausländer die eigentlichen Krebschäden der deutschen Zustände von jeher herauszufinden verstanden, als unsere Vantsleute selbst, besonders wenn sie Schwaben sind. —

Wie in der Hauptsache, so auch in Nebendingen waltete ein Unstern über dem braven Schwaben. Sein Herr hatte ihm noch allerlei andere fürstliche Desiderien ans Herz gelegt: er sollte englische Bluthunde mitbringen; aber davon konnte er durchaus nichts Ausbündiges erlangen ebenso wenig wollte der Pferdehandel glücken. Ein für 23 Pfund Sterling erhandelter Schimmel, der gut Zelt ging, erwies sich nachher als mit dem Spat behaftet. Dagegen wurden eine „Gutsche“ nach englischer Mode, zwölf Paar Strümpfe von allerlei Farben, Handschuhe und eine englische Armbrust, Dinge, woran freilich dem Herzog weniger als an dem St. Georg oder an den Bluthunden und Zeltgänger gelegen war, wirklich acquirirt. Das Beste an dem ganzen verunglückten Unternehmen war, daß es wenigstens nach heutigem Maßstab nicht sehr viel Geld kostete. Denn die Generalliquidation, die der Gesandte nach seiner Rückkehr einreichte und die von dem Herzog approbirt wurde, betrug nur 1367 Gulden 14 Bagen 1 Kreuzer, also etwa nach unserm heutigem Geldwerth 4500 Gulden, freilich noch viel zu viel für eine pure Nützigkeit, besonders wenn man die ewige Geldnoth und daraus folgende Geldbettelei erwägt, wozu der sonst so hochstrebende Sinn des Herzogs doch seinen Landständen gegenüber sich herablassen mußte. Auch zur Bestreitung dieser Reisekosten hatte ein Anlehen von 700 Gulden bei einem nürnbergger Handelsmann aufgenommen werden müssen.

Der Mißerfolg von 1595 schreckte indessen den Herzog nicht ab, schon drei

Jahre später 1598 von neuem dasselbe zu versuchen. Es ging wieder eine Gesandtschaft nach London, diesmal von jenem Benjamin v. Bouwinghausen geführt, dessen schon öfter Erwähnung geschehen ist. Aber auch seine diplomatischen Künste richteten nichts aus. Als aber 1603 die große Königin das Leben verließ, benutzte der Herzog die Gelegenheit, um dem eiteln Jakob, ihrem Nachfolger, durch eine besondere Ambassade zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Diese Aufmerksamkeit wurde von dem König so hoch aufgenommen, daß er sie schon einige Monate später gleichfalls durch eine besondere Gesandtschaft an den stuttgarter Hof erwiederte, welche den St. Georg mitbrachte. Nun schwamm der Herzog in Wonne: das größte Ziel seines Lebens war erreicht und er that alles, um seiner vollständigen Satisfaction durch rauschende Feste, durch den Grabstichel und die Druckerpresse dauernden Ausdruck zu geben.

Bei der feierlichen Investitur des Herzogs, die in der Stifteskirche zu Stuttgart durch die Stellvertreter des Ordensgroßmeisters vorgenommen wurde, predigte M. Johann Magirus über Psalm 69, 13: die Könige der Heerschaaren sind unter einander Freunde; und die Hausehre theilet den Raub aus, zu höchster Erbauung seiner Zuhörer, die das Ereigniß wirklich als ein dem ganzen Lande und Volke zu Theil gewordenes Gnadengeschenk des Himmels betrachtet zu haben scheinen.

Herzog Friedrich durfte sich nun bei allen erdenklichen Gelegenheiten in dem Ordenshabit zeigen, das er schon so lange wenigstens im Conterfei usurpirt hatte. Er unterließ es auch nicht, die Capitelstage des Ordens am 23. April feierlich zu begehen und dabei wenigstens in der Fülle von Speise und Trank dem Originalfeste nicht bloß gleichzukommen, sondern es noch zu überbieten. Leider aber genoß er sein Glück nicht lange, denn schon 1608 wurde er, wie es den meisten seiner fürstlichen Vettern und Freunde dieser Zeit zu passiren pflegte, mitten in der Vollkraft des Lebens, kaum 51 Jahre alt, durch einen sanften Schlagfluß abgerufen. Er erlebte es nicht mehr, daß jener ominöse Nachsag des Festtextes „und die Hausehre theilet den Raub aus“ auf eine Art im württembergischen Lande interpretirt wurde, an die Ehren-Magirus nicht gedacht hatte. Denn wenn es auch eine bloße Phrase wäre zu sagen, daß kein deutsches Land so furchtbar durch den dreißigjährigen Krieg heimgesucht worden sei als Württemberg, weil jedes, nur immer auf andre Weise, gleich furchtbar heimgesucht wurde, so bleibt es doch gewiß, daß auch jene unschuldige Spielerei des Herzogs Friedrich ihren Antheil an der Mischuld jener entsetzlichen Katastrophe gehabt hat. —